

Nr. 132. Bromberg, den 9. Juni. 1935

Pfingsten

Zu verstehn, wie über Niederungen,
Wo des Lebens tiefstes Dunkel kreist,
Auf den Flügeln goldner Feuerzungen
Holdestes herabschwebt: Gottes Geist –

Zu verstehn, wie aus verkrampften Mündern,
Nicht mehr Haß und blinde Sehnsucht weint,
Sondern zu erlösten Liebeskündern
Sich das Heer der Unerlösten eint –

Und zu sehn, wie jener Ohnegleiche
Aus den Trümmern jeglichen Verfalls
Seine irdisch namenlosen Reiche
Gipfelt ins Geheimnis neuen Alls. –

Dies zu sehn und schauernd zu erahnen,
Wie sich Gott und Mensch zum Gleichnis schweißt,
Ist: im Wirbel ew'ger Sternenbahnen
Zu verstehn, was **Pfingsten** heißt.

Deutsche Pfingsten.

Von Dr. Ernst Kühn.

Als Sinfonie von Farbe, Duft und Klang offenbart sich uns alljährlich Pfingsten, das lieblichste und erdhafteste aller hohen christlichen Feste. Und es dünkt uns kein Zufall, das gerade dieses Fest des Geistes sich uns im Hochgefühl irdischer Schönheit zu erkennen gibt. Schöpfer und Geschaffenes, Geist und Materie verschmelzen hier, so will es uns erscheinen, zu einer höheren Einheit. Von Bestand, von Bodenständigkeit ist nichts in der Welt des Geistes, das, völlig losgelöst von jeder Erdhaftigkeit, erklügelt wurde. Nur wo des Geistes hellstrahlende Fackel im Sturm und Drang aus trächtigem Boden herauswächst, wird Neues geboren, gestaltet, das der Ewigkeit Werte in sich trägt. Jene schöpferische Urkraft, nennen wir sie Geist, der tatenfroh die Welt durchweht, eint Menschen in Freude, dem schönen Götterfunken, zur Gemeinschaft eines Volkes, einer Rasse, einer Welt. Erkenntnisse im Sturm des Herzen gewonnen, sind nicht die schlechtesten.

Sind wir Deutschen als Volk nicht eines Pfingstwunders teilhaftig geworden, seitdem wir aufgehört haben, einander mißzuverstehen? Mit sieghafter Gewalt drang einst der Geist der Pfingsten in gläubige und ungläubige Menschen und erfüllte sie alle so sehr mit seinem Odem, daß sie mit „Feuerzungen" von seiner Größe und Erhabenheit kündeten. Er brauste mit unwiderstehlicher Gewalt durch ihre Herzen und Sinne „und erfüllte das ganze Haus, da sie saßen". Einer unserer erdnächsten Denker und Gottsucher, der Mystiker Jakob Böhme, hat versucht, das Pfingstwunder, dieses Erlebnis brausender Geisteskraft in Worte zu kleiden und vermochte es nicht, denn: „was aber da für ein Triumphieren im Geiste gewesen, kann ich nicht schreiben oder reden, es läßt sich auch mit nichts vergleichen als nur mit dem, wo mitten im Tode das Leben geboren wird. In diesem Lichte hat mein Geist alsbald durch alles gesehen und an allen Kreaturen, selbst an Kraut und Gras, Gott erkannt, wer er sei und was sein Wille ist." Mitten im Tode wird das Leben geboren. Das ist es. Fünfzig Tage nach der Auferstehung des Heilandes durchbraust ewiger Schöpfergeist eine Gemeinschaft von Menschen, die sich bis dahin nicht verstanden, sondern in einer babylonischen Verwirrung der Zungen, Hirne und Herzen einander bekämpft und das Leben sauer gemacht haben. Erst der führende, ordnende, einende Geist beseitigt das Chaos, fügt die Herzen zusammen, dann die Hirne und schließlich die Hände. Zu einer Bruderschaft, einer Volksgemeinschaft, einer Schicksalskette, die plötzlich allen, die zuvor mit Blindheit geschlagen, sichtbar wird. Und mit der Einmütigkeit des Glaubens paart sich die des Willens zur Gemeinschaft. Worte, gestern als Schall und Rauch in der Luft verweht, werden jählings zündende Fanale, enthüllen den hinter ihnen liegenden natürlichen Sinn, ihre Sendung, die zu unerhörten Taten begeistert.

Deutsche Pfingsten ist der Auferstehung unseres Volkes gefolgt wie die Blüte dem Keim. Folgerichtig nach ewigem Naturgesetz. Und wir Volk der Dichter und Denker erkennen im Geistigen schlechthin das Bestimende, Ureigenste im Leben des Einzelnen und ganzer Völkerschaften, nämlich unausgesetzte Bewegung, Entwicklung, Streben nach Reife und Vollendung.

Machtvoll reißt Pfingsten als Fest höchster Lebensbejahung jeden von uns aus der Welt täglicher Mühen und Sorgen, zwingt ihn mit himmlischer Gewalt mitten hinein in die Hochzeit der Natur, da sich die Erde in ihrem schönsten Brautschmuck dem Sommer zuneigt. Wald, Wiese und

Garten prangen im Blumenflor. Wie am 1. Mai, dem Festtage der deutschen Arbeit, grüßen vielerorts grüne Birkenzweige aus Häusern. In den Gärten duftet Busch an Busch der Flieder aus leuchtenden Dolden. Die Kerzen der Kastanien lodern in farbiger Glut. Schmetterlinge gaukeln freudetrunken der Sonne zu, und gefiederte Sänger jubeln der Schöpfung Preislied aus schwellender Brust. Pfingsten ist uns Deutschen das Fest der Heimkehr zur blumenübersäten Brust der Mutter Erde, die uns allen gehört. In dieser prangenden Welt schöner Holdseligkeiten bewußt zu leben, gilt gerade uns Deutschen als eine besondere Freude, denn wir kennen die Länge und Beschwernis des Weges, der uns nach mondelangem Kampfe mit rauhen Jahreszeiten, grauverhangenem nordischen Himmel endlich den Blick in eine paradiesisch verwandelte Landschaft freigibt. Als rechtes Pfingstland erscheint uns in dieser kurz bemessenen Hoch-Zeit die Heimat, als echtes Pfingstvolk unser eigenes Volk, das nunmehr den Glauben an seine Jugendkraft und seine geistige Sendung in der Welt wiedergefunden hat.

Dieser Geist ist nicht ein kriegerischer, der auf gewaltsame Eroberungen abzielt, sondern von friedfertiger Gesinnung. Deutschland will gleichberechtigt mit den anderen Völkern friedliche Arbeit im Dienste der Gesittung und des Fortschritts leisten und verlangt von seinen Nachbarn nichts weiter als — pfingstliche Verständigungsbereitschaft.

Das Pfingstprinzeßchen.

Skizze von **Hans Aschenbrenner.**

„Wenn du wirklich nicht weißt, was du zu Pfingsten beginnen sollst, dann komme mit mir!" sagte Peter zu seinem Freunde Fried. „Gerade dir wollte ich schon lange erzählen, was die Festtage für mich bedeuten und welche Hoffnungen ich an sie knüpfe. Du sollst es wissen, ehe wir losfahren. Bitte, setze dich noch für ein paar Minuten."

Fried gehorchte. Irgendwie wußte er, daß er etwas Besonderes erfahren werde. Er saß still, er beobachtete den erregten Rundgang, mit dem Peter den großen Tisch in seinem Arbeitszimmer umkreiste und er wartete.

Peter blieb vor seinem Bücherschrank stehen und versuchte ein Lächeln. „Also, Fried! Du kennst meinen Photoapparat. Um ihn handelt es sich zunächst. Vielleicht habe ich dir auch einmal gesagt, daß ich ihn sehr billig erstanden habe. Es mag vier oder fünf Monate her sein, daß ich zufällig in eine Versteigerung verfallener Pfänder hineingeriet, in eine dieser Versteigerungen von allen möglichen Sachen, auf die sich ein armer Teufel einmal ein paar Mark geliehen hat, die er dann nicht zurückzahlen konnte. Ich hatte eigentlich damals nicht die Absicht, etwas zu kaufen, dann aber sah ich diesen kleinen Apparat, er kostete nur sieben Mark, ich nahm ihn mit."

Peter tat ein paar Schritte in das Zimmer hinein und griff zu seiner Pfeife. „Und nun kommt etwas Merkwürdiges. Fried. Der Apparat lag ein paar Tage hier herum, dann untersuchte ich ihn eines Abends und stellte fest, daß er noch ein parr Filmnegative enthielt, unbelichtete Negative zum größten Teil, aber auch ein belichtetes! Ich nahm es mit in Henners Dunkelkammer und entwickelte es. Hier ist das Bild!"

Peter griff in seine Brieftasche und holte einen Umschlag mit verschiedenen Bildern hervor. Er setzte sich auf die Lehne von Frieds Sessel und nahm ein Bild aus dem kleinen Packen. „Das hier ist das Original der Aufnahme. Du siehst vor einem etwas unscharfen Hintergrund ein paar blühende Fliederbüsche und dieses Mädchen da. Eine Amateuraufnahme, wirst du sagen. Solche Bildchen werden sicherlich an jedem Ausflugsonntag zu Tausenden geknipst. Aber dieses unbekannte Mädchen gefiel mir, damals schon, als ich das Negativ entwickelte. Ich ging also hin und machte Teilvergrößerungen aus diesem Negativ. Hier ist ein Ausschnitt des Kopfes."

„Eine sehr hübsche, kleine Frau, Peter!"

„Gewiß, eine sehr schöne, mir sehr sympathische, kleine Frau, die ich aber leider nicht kenne. Übrigens war sie, als diese Aufnahme gemacht wurde, noch frei. Sieh her! Eine Teilvergrößerung ihrer herabhängenden Hände, hier die rechte, hier die linke. Sehr gute, schlanke Hände, hier ein kleiner Ring mit einer einzelnen Perle, sonst nichts."

Peter sprang wieder auf und umkreiste den Tisch. „Wir wollen das kurz machen, Fried! Ich habe mich in dieses Bild verliebt. Ich habe die kleine Frau zu finden versucht, es ist mir nicht gelungen. An dem Photoapparat hingen damals ein paar Zettel, die riß ich zu früh ab. Ich konnte nicht einmal feststellen, aus welcher Pfandleihe das Dingelchen stammte. Als ich mir eingestehen mußte, daß ich darüber verzweifelt war, machte ich mich wieder an das Negativ. Diesmal mit Teilvergrößerungen des Hintergrundes. Ach, ich wertete überhaupt jede Ecke des Bildes aus. Zum Beispiel hier! Das ist ein Stück des Vordergrundes, lauter Gras, etwa fünfzig Zentimeter rechts von den Füßen des Mädchens. Wenn du genau hinsiehst, findest du einen Schatten. Das ist der Schatten des Menschen, der diese Aufnahme machte. Hier der Kopf, auch ein Mädchen also! Man kann daraus schließen, daß es wohl zwei Freundinnen waren, die damals einen Ausflug unternahmen und dabei, vielleicht neben anderen Aufnahmen, auch diese hier machten. Das hier sind Teile des Hintergrundes. Da hinten muß irgendwo ein See sein, hier links steht ein Gartenrestaurant, hier ist der Fahnenmast, hier stehen Tische, hier ist ein Zaun mit einem Schild. Ich habe zwei Wochen gebraucht, ehe ich dieses Schild so weit vergrößern und verdeutlichen konnte, daß man eine Andeutung von der Schrift sehen kann. Hier ist dieser Bildteil. Man kann nur Wortbilder erraten und Buchstaben zählen, Oberlängen und große Buchstaben unterscheiden. Ich habe dann systematische Plakatkombinationen angestellt und wochenlang auf solche Schilder geachtet, schließlich kam ich dann zu dem Ergebnis, daß hier steht: „An beiden Pfingsttagen Tanz!"

Peter setzte sich wieder. „Die Dinge liegen demnach so, daß zwei junge Mädchen, die ich nicht kenne und von denen die eine mir überaus gut gefällt, im vorigen Jahr, denn erst im vorigen Jahr kamen diese Schuhe auf, die das Mädchen auf dem Bilde trägt, einen Pfingstausflug gemacht haben. Aber wohin? Ich nahm also eine Gesamtvergrößerung des Hintergrundes und besuchte damit ein paar Verkehrsbureaus Irgendwo nannte man mir den Fehrbelliner See. Ich fuhr hin, aber die Bäume waren damals noch kahl. Ich wartete also bis zur Baumblüte. Fuhr wieder hin und erkannte das Bild ganz einwandfrei, die Wirtsleute besannen sich auch auf das Schild. Es stand im Schuppen und hieß eben wirklich „An beiden Pfingsttagen Tanz!"

„Peter, das ist ein Erlebnis!"

„Gewiß! Und wenn du also Pfingsten nichts Besseres weißt, dann fahre mit mir. Ich habe nur die eine Chance, dort zu sein und zu hoffen, daß dieses Mädchen auch in diesem Jahr dorthin kommt. Es gibt keinen anderen Weg, mein Pfingstprinzeßchen aufzufinden."

„Versprichst du dir etwas von diesem Plan, Peter? Sie wird entweder nicht kommen oder eine neues Kleid tragen, in dem wir sie nicht erkennen!"

„Natürlich habe ich das auch schon gedacht, aber, sage doch selbst, ob es einen anderen Weg gibt!"

„Es gibt noch den über die Zeitungen, Peter! Wir können uns vornehmen, Pfingsten an den Fehrbelliner See zu fahren, aber wir haben noch vier Tage Zeit bis dahin. Und in diesen vier Tagen inserieren wir. Stichwort: Pfingstprinzeßchen!"

„Auch das könnte man versuchen!"

„Wenn wir jetzt losfahren, finden wir die Zeitungsbureaus noch offen, komm!"

Die beiden Freunde brachen auf. Sie betraten die Schalterhalle der Zeitung wenige Minuten, bevor sie geschlossen werden sollte. Vor den Tischen und Kassen drängten sich die Menschen. Peter und Fried mußten warten. Sie entwarfen die Anzeige, während Peter schrieb, beobachtete Fried das Treiben an den Schaltern, um vielleicht einen Durchschlupf zu entdecken. „Übrigens sieht die Kleine dort hinten deinem Prinzeßchen ein wenig ähnlich, Peter!"

„Welche Kleine?"

„Da hinten in der Ecke, die Schalterbeamtin unter dem Schild „Bezugsabteilung"!"

„Meinst du! Ja!"

„Gib mir mal das Bild, Peter!"

Peter reichte das Bild her. Vielleicht dachte er, Fried wolle es nur vergleichen. Aber Fried nahm das Bild und ging schnurstracks auf den Schalter zu. Peter sah starr hinter ihm her. Er sah, wie Fried die kleine Beamtin ansprach, wie er ihr das Bild zeigte, wie die Kleine nickte. Dann kam Fried zurück.

„Hier ist dein Bild, Peter, und da hinten ist dein Mädel, dein Pfingstprinzeßchen! Geh hin! Viel Glück, alter Peter, wir sehen uns ja morgen bei Tisch!"

Und Fried ging. Ohne sich auch nur umzusehen, lächelnd und mit dem Fuß gegen die Drehtür stoßend, ging er.

Der Gemsjäger vom Bernina-Paß.

Roman von O. v. Hanstein.

(5. Fortsetzung.) ——— (Nachdruck verboten.)

3.

Xaver Kernbacher lag in dem kleinen Schlafkämmerchen der Alp Sassal Masone auf Josephas Bett. Der Arzt aus Poschiavo war heraufgekommen und hatte seine Wunden verbunden. Wortkarg, nicht eben zart. Es ist keine willkommene Arbeit für einen Arzt, einen Mörder zu pflegen, damit er gesund genug wird, seinen Kopf auf den Block zu legen oder für Lebenszeit in das Zuchthaus zu wandern. Doppelt traurig das Amt, weil Doktor Valloni selbst ein eifriger Bergsteiger war und besonders gern den Xaver als Führer genommen hatte.

Nun sah er wahrhaftig aus wie ein Räuber und Mörder. Das Gesicht zerschunden, den Kopf und die linke Hand im Verband, die Augen im Fieber glühend.

Er sprach kein Wort, lag ganz regungslos da, schien es gar nicht zu sehen, wenn die Josepha hereinkam, Tränen in den Augen hatte und ihm die heiße Stirn kühlte.

Als eben der Arzt sich zum Gehen anschickte und sich die Hände wusch, kam die Kriminalkommission, vom Gendarmeriehauptmann geführt, die mit der Bahn von Pontresina bis Alp Grüm gefahren waren, herauf.

„Sie sind der Arzt? Ist der Mann vernehmungsfähig?"

„Das wohl, wenn er auch stark fiebert."

Die Josepha mußte beide Hände vor ihre Augen pressen, als die Herren nun in die Kammer traten und die Tür hinter sich schlossen.

„Sie sind Xaver Kernbacher?"

„Ja."

„Sie haben vorgestern nacht auf dem Palügletscher einen Gamsbock als Wilderer erschossen."

„Kanns net leugnen." Es war Trotz in seiner Stimme.

„Sie sind mit dem Grenzjäger Thomas Infanger in Streit gekommen."

„In Streit net, hab's gar net gewußt, daß er da war."

„Sie sind ein verständiger Mann, haben vernünftigerweise zugegeben, daß Sie gewildert haben, also bleiben Sie auch jetzt bei der Wahrheit."

Xaver sah den Kommissar nicht an, sondern starrte auf die Wand.

„I sag schon die Wahrheit."

„Sie hatten seit langem einen Haß auf den Jäger?"

„Kann's net leugnen."

„Warum haßten Sie ihn?"

„Wegen der Josepha, der er nachstieg, der Lausbub."

„Sie haben gedroht, ihn bei Gelegenheit einmal niederzuknallen, wenn er von dem Mädchen nicht ließe?"

„Mag wohl so etwas gesagt haben im Zorn, aber getan hätt i's net, solange i bei Verstand war. Bin zeitlebens ein anständiger Mensch gewesen, hat mir auch bitter leid getan, als der Gamsbock tot dalag. Bin der Josepha gegenüber wortbrüchig geworden und, wer sein Wort bricht, ist ein Lump."

„Sehr schön, — aber Sie haben den Grenzjäger erschossen."

„I fürcht selbst, daß es so ist."

„Also heraus mit der Sprache. Sie haben den Infanger oben getroffen. Ihr Zorn hat Sie übermannt — sagen wir, die Eifersucht, da haben Sie ihn eben niedergeknallt."

„So ist das net. I hab auf den Gamsbock geschossen — dann stand plötzlich der Jager da und legte auf mich an. Ich bin einen Schritt zurückgegangen und gestolpert, da ist wohl die Flinten losgegangen und hat ihn getroffen. Aber — ein Mörder bin i darum net."

„Dann haben Sie also den Toten in den Abgrund geworfen. Warum, wenn das nur ein Versehen war?"

„I hab' ihn net in den Abgrund geworfen. Als i nach ihm schaute, das Herz voller Grauen, war er weg, war er verschwunden! I hab' geglaubt, er war gar net da, sondern ein Gespenst hätt mi genarrt."

„Sie wollen also vielleicht behaupten, der Infanger habe sich selbst in den Abgrund gestürzt?"

„I will gar nix behaupten, denn i weiß es net."

„Warum aber sind Sie dann sinnlos in die Berge gelaufen?"

„Ganz recht, weil i sinnlos war."

„Nein, weil Ihr böses Gewissen Sie trieb."

„Auch recht. I hab' der Josepha gegenüber schon an böses Gewissen g'habt, weil i ihr das Wort gebrochen hab' und auf den Gamsbock geschossen."

„Bleiben wir bei der Sache. Sie haben den Infanger gehaßt."

„Dös ist a alte Geschichten."

„Nun also: Sie werden vom Jagdfieber übermannt, schießen den Bock, sehen den Infanger, wissen, daß Sie nichts Gutes von ihm zu erwarten haben. Ist auch möglich, daß der Mann schadenfroh gelächelt hat."

„I hab' ihn doch net gesehen."

„Ausreden lassen. Also — es ist ja möglich, daß es kein überlegter Mord war —"

„Gewiß net."

„Eine Tat im Affekt, oder wollen Sie etwa behaupten, daß es Notwehr war?"

„Warum denn? Wann i kein Menschen seh, hab' i a kein Notwehr nötig."

Der Kommissar begann nervös zu werden.

„So kommen wir nicht weiter."

„Das denk i a."

„Kernmacher, ich warne Sie! Sie sind überführt!"

„Daß i den Gamsbock geschossen hab', ja."

„Daß Sie den Infanger ermordet haben."

„Geschossen vielleicht. Aus Versehen, gemordet net."

„Sie lieben doch die Josepha?"

„Aber ja."

„Waren eifersüchtig und haßten den Infanger."

„Fangens doch net immer wieder das alte G'red an."

Der Kommissar donnerte ihn an. „Gestehen Sie, daß Sie den Infanger getötet haben, weil Sie ihn haßten. Meinetwegen in der plötzlich aufsteigenden Wut. Gestehen Sie, Mann! Es ist das einzige, was Ihnen noch etwas Milderung verschaffen könnte. Raus mit der Wahrheit! Sie haben den Infanger erschossen!"

„Aber net mit Wissen. Durch einen unglücklichen Zufall vielleicht."

„Sehen Sie denn nicht ein, daß ich wahnsinnig sein müßte, wenn ich Ihnen das glauben wollte?"

„Wahnsinnig ist, dös Sie mi alleweil dasselbe fragen."

„Zum letzten Male, gestehen Sie?"

„Wenn i einen Menschen ermordet hätte, dann wär' i jetzt a net mehr. Habe mir droben genug Gedanken gemacht. I hab' gewildert. Ist recht. Hab' mein Wort gebrochen, das ich der Josepha gegeben, ist a recht. Will auch büßen dafür. Ist auch möglich, daß i aus Versehen beim Stolpern den Jager getroffen. Weiß es ja selbst net, aber weiter ist nix, und weiter kann i nix sagen. Macht's mit mir, was Ihr wollt."

Die Herren traten wieder aus dem Zimmer heraus. „Ist ganz klar. Diese Menschen sind voller Jähzorn. Der Xaver hatte seinen Nebenbuhler Infanger getroffen. Infanger hat ihn beim Wildern abgefaßt. Xaver hatte schon lange die Absicht, den Jäger aus dem Wege zu räumen, zumal der Vater dieser Josepha mit des Grenzjägers Werbung einverstanden gewesen zu sein scheint. Bayern haben immer Messer und Stutzen locker sitzen. Es ist selbstverständlich, daß hier ein vorbedachter Mord oder zuwenigst ein Totschlag im Jähzorn vorliegt. Den Einwand der Notwehr hat der Kerl ja selber nicht gemacht.

Herr Doktor, wann glauben Sie, daß der Mensch transportfähig ist? Wir müssen ihn als Kapitalverbrecher natürlich dem Obergericht des Kantons Graubünden in Chur zuführen."

Der Arzt zuckte die Achseln. „Die Verletzungen sind nicht allzuschwer, das Fieber wird wohl bald sinken. Wenn er bis nach Alp Grüm getragen wird, glaube ich, daß übermorgen dem nichts im Wege steht."

„Gut! Also, Herr Kommissar, wir postieren hier oben eine Wache mit scharf geladenem Gewehr. Der Teufel weiß, was solche Kerle fertigbekommen. Ich glaube, es liegt nichts im Wege, dem Mädchen zu erlauben, den Kranken vorläufig zu besorgen, wenn sie es will."

„Natürlich will ich." Josepha hatte alles mit angehört. Sie verstand sich selbst nicht in diesen Stunden. Noch vor drei Tagen hatte sie ihm den Laufpaß geben wollen, der dummen Wilddieberei wegen, jetzt hatte er nicht nur gleich in derselben Nacht sein Wort gebrochen, sondern — ein Menschenleben auf seinem Gewissen, und nun erst fühlte sie, wie sie ihn liebte, hatte es erkannt, als sie ihr eigenes Leben für ihn wagte.

Als die Herren gegangen, nahm sie einen Krug mit Milch. „Komm, Xaverl, trink!"

Er sah sie finster an. „Weiß net, warum du einem wortbrüchigen Lumpen noch etwas bringst?"

„Wird wohl denselben Grund haben, weshalb ich dich gestern nacht aus der Tiefen geholt habe."

„Ist doch aus zwischen uns. Ich komm' ja nimmer zurück, wenn sie mich fortschleppen."

„Möchtst fliehen?"

„Dann glaubten sie nur gewisser, daß ich ein Mörder bin. Und — i bin's net."

„Das weiß i. Das weiß i gewiß, und — vielleicht können wir net oft mehr zusammen reden wie jetzt. Laß gut sein, Xaverl, der Gamsbock ist dir verziehen, und — i wart auf dich. Wart auf dich, und wenn i alt und grau dabei werden sollt."

„Darfst net, bist ja so jung."

„Wir sind beide jung. I wart auf dich, Xaverl."

Auch jetzt war er finster und in sich verbissen, und sie sprach ruhig und fest. Gar nicht weichmütig oder zärtlich. Sagte ganz einfach, wie es ihr starkes Herz ihr befahl.

Der Wachtposten trat in die Tür. Er war ein Soldat aus den Berninahäusern, der die Josepha gut kannte.

„Darfst net so lang mit dem Xaver reden. Ist ja ein Häftling."

„I geh schon."

Wieder lag Xaver ganz allein in der Kammer, immer noch seine glühenden Augen fest auf die Wand gerichtet, während draußen Gäste saßen, die vom Berninahospiz gekommen, und denen Josepha ruhig den Wein kredenzte.

Dann aber kam ein ganz altes Weiblein mühselig von Alp Grüm auf dem Weg heraufgehumpelt. Längst hatte sie die Siebzig überschritten, ihre Gestalt war zusammengeschrumpft, ihre weißen, jetzt strähnigen Haare umflatterten das Haupt, und das Gesicht war von tausend Runzeln durchfurcht. Mühselig auf ihren Stock gestützt, immer wieder zum Luftschöpfen stehenbleibend, keuchte sie den Weg bergan, und Josepha stieß einen leisen Schrei aus.

„Jessas! Die Mutter!"

Einen Augenblick lehnte sich die Greisin an die Brüstung, um wieder zu Atem zu kommen, dann glitten ihre Augen umher und erfaßten den Soldaten, der auf und nieder schritt.

„Ist gut, so ist er noch da."

Josepha stand bei ihr, und jetzt überwältigten sie die aufsteigenden Tränen. Es war recht, daß die Fremden inzwischen weitergegangen sind.

„Mutterl!"

Die Alte richtete ihre noch scharfen, von buschigen Brauen überschatteten Augen auf das Mädchen. „Nun?" Es war, als wolle sie mit diesem einen Wort ein ganzes Bekenntnis aus Josepha herausholen.

„Könnt ich ihn retten!"

„Wen? Deinen Bräutigam, den Jnfanger oder den Xaver?"

„Der Jnfanger ist nie mein Bräutigam gewesen. Lug ist's! Nie! Aber der Xaver —."

„Liegt in deiner Kammer? Mußt ihn wohl gar noch pflegen — den — — Mörder?"

„Er ist nie ein Mörder gewesen, nie!"

„Auch net aus Lieb zu dir?"

„Auch das net."

Die wortkarge Alte wehrte sie ab.

„Ich will zu ihm."

Der Soldat trat in den Weg.

„Niemand darf in die Hütte."

„Ich bin seine alte Mutter. Bin sechs Stunden heraufgestiegen und soll net zu meinem Sohn?"

Der Soldat, der die Alte kannte, wurde schwankend.

„Bitte, bitte, laß sie hinein."

Er warf einen Blick auf die bittende Josepha. „Aber ich muß mit hinein."

Wieder sah ihn die Alte an. „Was eine Mutter mit ihrem Sohn zu reden hat, ist net für dritte Ohren. Oder glaubst, daß i den Xaver in meiner Schürze mit hinaustragen werd'?"

Jetzt lag bitterer Spott um den welken Mund und — Herrgott — der Xaver war ja immer ein braver, ein guter Kamerad gewesen, wenn sie im Wirtshaus zusammensaßen.

Geh nur, aber net länger als ein paar Minuten."

„Werd' schon net bleiben bis morgen."

Josepha trat zu dem Soldaten und sprach auf ihn ein. Sprach Wirres durcheinander, redete nur, um ihn abzulenken von der alten Frau, die da am Bette des Sohnes saß, den sie einen Mörder genannt hatten. Es war nicht einmal eine Viertelstunde vergangen, da kam die Alte schon wieder heraus, trat dicht an den Wachtposten heran.

„Willst meine Schürze sehen? Hab' ihn net mitgenommen!"

Dann humpelte sie wieder davon, wehrte sogar Josepha, als sie ihr ein Glas Wein bringen wollte.

„Mutterl!"

Laß gut sein und frag' net."

Es war etwas Hartes, Festes in diesen Augen, daß Josepha davor erschrak, sie hätte so gern mit der Alten gesprochen, hätte ihr gesagt, wie lieb sie den Xaver hatte — nun wußte sie selbst nicht einmal, ob die Alte an die Schuld ihres Sohnes glaubte.

Wie sie bereits ein Stück des Weges den Berg herab war, drehte die Alte sich um.

„Kannst einmal zu mir kommen. Aber erst in acht Tagen. Früher net. Hast verstanden? Grüßi!"

Das alles war der Josepha ein Rätsel, und ein Rätsel war es auch, daß der Xaver ein leises Lächeln um seinen Mund hatte, als sie nach einer Stunde mit der Mittagssuppe zu ihm eintrat.

„Iß, Xaverl, ich bitt' di."

„Gib her, werd' schon essen, i denk, das Fieber ist fort, und i muß Kräfte haben. Morgen geht's ja nach Chur."

Warum er nur immer wieder dieses Lächeln um seinen Mund hatte?

Dann griff er nach ihrer Hand. „Sepherl, mein liebes, mein braves Sepherl!"

Es war das erstemal, daß er ihr ein gutes Wort sagte, seit er in der Kammer lag. Sie hätte laut aufweinen mögen, aber — da trat der Kommissar ein.

„Ich kann nicht mehr dulden, daß Sie bei dem Gefangenen sind. Der Posten hat Unrecht getan, die alte Frau einzulassen. In Zukunft wird die Wache dem Manne das Essen bringen."

Josepha ging traurig hinaus. Traurig und zugleich voller Gedanken. Was hatte die Mutter mit ihrem Sohne gesprochen? Warum lächelte er und hatte so andere Augen?

„Grüßi, Sepherl!"

(Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.